

Erscheint täglich außer Sonntags.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamzeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37596. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Seuche im bayerischen Wald.

Paratyphus sucht Glashüttendörfer heim.

Der Festtag der Nation.

Dem Bayerischen Bund wurde die Mitteilung gemacht, daß in Riedlhütte und Spiegelau, zwei Glashüttenorten, der Paratyphus ausgebrochen sei, eine größere Zahl Personen erkrankt wäre und bereits vier gestorben seien. Eine nach den Unglücksorten entsandte Delegation des Bundes gab folgende ergreifende Schilderung über den Stand der Seuche:

Der Paratyphus ist bereits vor ungefähr zehn Wochen ausgebrochen und trat bei den Frauen weit verheerender auf als bei den Männern. In den kleinen engen Wohnungen der von der Krankheit Betroffenen können die Erkrankten schon wegen der Ansteckungsgefahr nicht bleiben. Es sind Schulräume zur Verfügung gestellt, die aber bereits überfüllt sind. Wir sahen in zwei Schulzimmern 16 weibliche Erkrankte, in den anderen die gleiche Zahl erkrankter Männer. Die Räume zeigten sich als viel zu eng, und von dem anwesenden Arzt wurde bestätigt, daß durch das Zusammenlegen die Ansteckungsgefahr eine ungeheure sei. In einem Bett lag ein alter erblindeter Glasarbeiter, der mit dem Tode rang. Neben ihm sein sechzehnjähriger Sohn. In dem Zimmer der Frauen hatten sogar einige erkrankte Frauen ihre Säuglinge im Bett liegen, die durch die schwerleidende Mutter gestillt wurden. Wir fragten den Arzt, ob denn nicht für die Säuglinge die größte Gefahr bestände? Das wurde bejaht, aber es sei kein Raum vorhanden, um eine Aenderung zu schaffen.

Beim Ausbruch der Krankheit wurden die ersten Erkrankten auf Lastautos oder Leiterwagen in der Sonnenglut zwischen 39 und 40 Grad Fieber nach dem 8 Kilometer entfernten Grafenau gebracht. Unter solchen Umständen war nicht daran zu denken, daß die Abtransportierten der Gefahr entriekt werden.

Die Wohnungen der Glasarbeiter in Riedlhütte lassen sehr viel zu wünschen übrig. Sie bestehen fast nur aus einer Wohnstube und einem weiteren Zimmer. Die Abortanlagen sind ohne Spülvorrichtungen, und die Reinigung der Gruben geschieht nur selten. Wir sahen aus den Gruben die Abwässer heraustreten und in ein kleines Bächlein münden. Zwei Arbeiterwohnhäuser sind erst in den letzten Jahren errichtet worden, aber schon fällt der Puh von den Wänden. Die alten wie die neuen Häuser machen einen äußerst trostlosen Eindruck und in Schmutz und Staub legen sich die Krankheitserreger fest. An Ungeziefer fehlt es nicht. Besonders treten Ratten in großer Zahl auf. Die sanitären und gesundheitlichen Einrichtungen müssen verbessert werden. Mehr Raum und Licht ist erforderlich, um die Krankheitskeime zu ertöden.

Im Bezirksamt, wo wir vorstellig wurden und dem Bezirksamtman alle diese Dinge vortrugen, wurde Hilfe versprochen. Zur ersten Hilfeleistung hat das Innenministerium 5000 Mark zur Verfügung gestellt. Der Betrag ist aber zu gering, um durchgreifende Reformen zu treffen. Wir halten es für notwendig, daß die Erkrankten sofort größeren Krankenhäusern überwiesen werden, um jeder weiteren Ansteckungsgefahr zu begegnen. Allerdings erklärte der anwesende Oberregierungsrat wie der Bezirksarzt, daß keine weitere Ansteckungsgefahr besteht. Man hat vielmehr den Eindruck, daß die leicht zu übertragende Krankheit eine große Gefahr für den Bayerischen Wald bildet. Die wirtschaftliche Lage der Glasarbeiter ist durch die Epidemie eine sehr gedrückte. Die Arbeiter behaupten, daß besonders bei den Glasmachern die Übertragung der Krankheit durch das Wechseln der Glasbläserpeise in der Hütte erfolgt. Dieser Einwand kann nicht von der Hand gewiesen werden. Zugleich fehlt es an Mitteln, die von der Krankheit betroffenen und durch den Tod ihrer Angehörigen schwer in Mitleidenschaft gezogenen Personen genügend zu unterstützen.

Hoovers Programmrede.

für die Prohibition — mehr Deutsche sollten einwandern.

New York, 13. August.

In der Stanford-Universität in Kalifornien nahm am Sonntag Herbert Hoover formell die Mitteilung seiner Auffassung zum republikanischen Präsidentschaftskandidaten entgegen. Hoover erklärte, daß er die Prohibition begünstige, aber mit der rigiden Befassung des Vollsteuergesetzes nicht einverstanden sei. Die auswärtige Politik Amerikas müsse als erstes und oberstes Ziel den Frieden im Auge behalten. Es könne jederzeit Hilfe gewähren, sollte aber nicht mit den Problemen der alten Welt befaßt werden und lehne den Eintritt in den Völkerbund ab. Im Zusammenhang mit dem englisch-französischen Flottenabkommen erklärte Hoover, die amerikanische Kriegs- und Handelsflotte müsse auf einen herartigen Stand erhalten bleiben, der jederzeit die nationale Sicherheit gewährleiste. Hinsichtlich der Einwanderungspolitik rat Hoover für Abschaffung der Ursprungsklausel ein, durch die die Einwanderung aus Deutschland auf die Hälfte herabgesetzt würde.



Der Platz der Republik in nächtlicher Beleuchtung.

Verfassungstag des Reichsbanners.

Riesenkundgebung in Frankfurt.

W. Tr. Frankfurt a. M., 13. August. (Eigenbericht.)

Als am Sonntag nach der gewaltigen Kundgebung des Reichsbanners im Frankfurter Ostpark die endlosen Züge an der Ehrentribüne vorbeimarschierten, erregte es allgemeine Heiterkeit, daß die Münchener Gruppe mit einem leibhaftigen lebenden Münchener Kind, von vier Kameraden getragen, anmarschierte. Und auf der Ehrentribüne sagte ein bürgerlicher Herr im Ton höchsten Erstaunens und ehrlichster Bewunderung: „Das ist doch nun alles armes Volk, aber man muß sich wirklich wundern und freuen, welche Mühe es sich gibt.“ In der Tat, wer diesen anmarschierenden Männern und Jünglingen ins Antlitz schaut, der sieht, daß Not und Sorgen ihre Runen hineingegraben haben in diese Gesichter. Und dennoch waren sie alle wieder da, aus dem weiten Ostpreußen und Oberschlesien, aus Berlin und Brandenburg und Niederschlesien, aus Mecklenburg, von der Wasserante der Nord- und der Ostsee, aus Bayern, aus den besetzten Gebieten, aus Oesterreich. Und fast alles arme Menschen, die sich das ganze Jahr hindurch nichts leisten können, und dennoch Mark zu Mark legen, um einmal im Jahre unter den wallenden Fahnen der Republik, vorwärts getrieben von den herrlichen Marschrhythmen der aus Arbeitsbrüdern gebildeten Musikkapellen zu marschieren. An die 100 000 Mann marschierten. An 100 000 Männer des Volkes

gingen schweigend an ihren Führern vorbei, männlich gestrafft, kraftvoll, sehnig, entschlossen. Männer mit eisgrauen Bärten, Männer, die vier Reichsbannerabzeichen von Magdeburg und Hamburg, von Nürnberg und Leipzig an der Hüfte trugen, Männer am Stock oder mit einem leeren Kermel. Alle getrieben von dem Ideal: Republik! Einheit! Volk! Sie alle suchten voller Vertrauen für einen Augenblick das Antlitz der Führer zu erblicken. So sah Frankfurt am Main wie Leipzig und Nürnberg, Hamburg und Magdeburg die Hunderttausend marschieren. Einst hieß es: Das Reichsbanner marschiert unter Schwarzrotgold; in Frankfurt konnte man sagen: das Volk marschiert unter Schwarzrotgold.

W. Tr. Frankfurt a. M., 12. August. (Eigenbericht.)

Der Sonntagmorgen sah das von allen großen Reichsbanner-togungen bekannte Bild: In den Vororten formierten sich die Züge und marschierten zu dem Sammelplatz, hier der riesigen Festwiese im Ostpark. Um 11 Uhr begann der Anmarsch. Kurz vor 12 Uhr war er erst beendet. Eine unabsehbare Masse stand auf dem Platz und die Lautsprecher gaben die Worte der Führer an die Hunderttausende weiter. Dem Bundesführer Hörsting lag es ob, alle Erschienenen zu begrüßen. Er dankte den Kameraden der zehn Pflichtenhaus und der übrigen 22 Gastgauen für ihr Erscheinen, entbot den Kameraden aus den besetzten Gebieten und aus Oesterreich besonders herzliches Willkommen, dankte den Ehrengästen, besonders dem Reichsinnenminister Severing und dem österreichischen Bundeskanzler Renner für ihr Erscheinen, begrüßte auch den Sohn Ferdinand Freiligraths und gedachte, während sich die Fahnen senkten, der Toten. Als zweiter Redner sprach General Körner aus Oesterreich. Er erinnert einmal daran, daß Oesterreich im 12. November bereits einen gesetzlich festgelegten Staatsfeiertag hat und zum anderen, unter lautem Beifall, daß

Flugzeugunglück bei Aachen.
Autobusunglück in Moabil.

(Berichte siehe 2. und 8. Seite)

Österreich nicht aufhören werde, den Anschluss an das Reich zu suchen. In nur ganz wenigen, dafür aber einprägsamen Worten sprach Genosse Scheidemann zu den Massen. Er rief ihnen zu: Seht euren Willen in die Tat um. Schützt den republikanischen Staat, den ihr selber geschaffen. Seid einig, treu und pflichtbewusst. Dann sprach General Deimling: Wir sehen heute endlich einmal, daß die Fahnen nicht nur da wehen, wo die Arbeiter sind, sondern auch dort, wo die Bürger wohnen. Nur von den Willen der Reichen wehnen sie nicht. Dann betrat, von dem losenden Beifall der Massen begrüßt,

Reichsinnenminister Severing

die Rednertribüne. Er sagte:

Kameraden! Einen kleinen Augenblick habe ich heute überlegt, ob ich als Ausschussmitglied des Reichsbanners oder als Reichsinnenminister zu Ihnen reden soll. Aber ich mag nicht jene bekannten feinen Unterschiede zwischen persönlichem und offiziellem Auftreten machen, ich will mich nicht hinter dem Schutzschild einer privaten Stellung verstecken. Nicht als Reichsbannermitglied oder als Minister, als beides, als ein Mann will ich sprechen. Die Gegner werden es ja doch verstehen, meine Worte zu einer hochpolitischen Rede zu stampfen, auch wenn ich jene von mir nicht anerkannten feinen Unterschiede einzuhalten versuchen würde. Jeder Reichsinnenminister — gleichviel welcher Partei — müßte heute an dieser Stelle

dem Reichsbanner Dank sagen;

denn wenn heute die deutsche Republik nicht mehr ohne Republikaner ist, dann ist diese Wandlung durch das Reichsbanner herbeigeführt worden. Das Reichsbanner hat aber auch noch eine andere Tat für die Reichsverfassung getan: es hat die Reichsflagge Schwarz-Rot-Gold „aus Finsternis und Dunkelheit“ überall ins Licht getragen. Jeder Reichsinnenminister müßte auch dem Reichsbanner Dank sagen für sein Gedächtnis, mit Gut und Blut für die Reichsverfassung einzuhalten zu wollen. Darf ich als Minister meine nächsten Absichten verraten? Ich will gern in aller Öffentlichkeit mehrere „kleine Anfragen“ beantworten, ohne daß ich damit ein Amtsgeheimnis verrate. Eine der Anfragen wollte wissen, ob ich ebenso wie bei der Bundesverfassungsfeier des Reichsbanners auch bei Veranstaltungen — z. B. des Marinevereins oder ähnlicher Organisationen — bereit bin, den Beamten zwecks Teilnahme Urlaub zu gewähren. Selbstverständlich sind alle deutschen Staatsbürger vor dem Gesetz gleich! Sie müssen auch bei behördlichen Maßnahmen gleich behandelt werden, und darum wäre ich gern bereit, bei Militär- und Marinevereinen, die etwa nächstes Jahr am 11. August Verfassungsfeier begangen, die die Reichsflagge verbräuteln und den Grundgedanken der Republik Anerkennung verschaffen wollen, ihren Mitgliedern — die Beamte sind — Urlaub zu gewähren. Darf ich auch ein paar Worte an Sie richten, die vielleicht nicht allen gefallen? Ich möchte den Ortsgruppen des Reichsbanners nahelegen, darüber zu diskutieren, ob sich nicht das Reichsbanner noch weitere Gebiete schaffen sollte. Sie dürfen als große neuzeitliche Organisation nicht in die Gefahr der Erstarrung geraten und müssen neben Marschübungen, neben Muskel- und Atemschulung noch andere Aufgaben anpacken! Ich habe in der letzten Zeit verschiedenen großen deutschen Festen beigewohnt. Ich hörte, daß die deutsche Rehle und die deutschen Muskeln gut sind. Ist auch das dritte —

das Hirn, das staatspolitische Hirn — gut?

Auf den Dreiklang: Herz, Hand und Hirn kommt es an. Wir wollen nicht die Spiegelbilder guter Beine und guter Rehlen sein, wir wollen der große deutsche Kulturbund staatsbürgerlichen Charakters werden, dem alle sich anschließen können, die guten Willens zur Aufwärtsentwicklung der Menschheit sind. Eine besondere Aufgabe für Sie spricht die Verfassung an der Stelle aus, wo davon die Rede ist, daß das deutsche Volk dem äußeren Frieden dienen wolle. Ueberlegen Sie sich, ob wir dieser Aufgabe nur in der Form der Kundgebungen innerhalb der schwarzrotgoldenen Grenzgebiete dienen können, oder nicht in noch anderer Weise für diese Idee — Annäherung und Freundschaft der Völker — vorstufen können. Mich freut es, daß hier an dieser großen Tagung Österreicher, und auch Franzosen teilnehmen. Wir wollen aber auch dabei sein, wenn Engländer, Amerikaner ein solches Fest feiern und wir wollen auch die Friedensfreunde der anderen Völker besuchen. Damit helfen wir, die Friedenswerte der Reichsverfassung zu lebendiger Wirklichkeit zu machen. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold als Pionier der Menschheitsidee gelobe es mit dem Ruf:

Die Verfassung der Deutschen Republik, sie lebe hoch — hoch — immer hoch!

Nach der oft von Beifall unterbrochenen Rede des Reichsinnenministers sprach als letzter Festredner Professor Dr. Dessauer. Republik, so sagte er, ist kein Schlagwort. Republik ist ein weiches Wort, denn Republik heißt die gemeinsame öffentliche Sache, nicht die eines einzelnen oder eines Standes. Ein Trauerspiel in des Wortes wahrster Bedeutung ist es, daß die Kommunisten den Vertretern des Egoismus, den Faschisten, gegen die Republik Feindschaft leisten. Das Reichsbanner muß das Wert sein, an dem die Feinde der Republik zerbrechen. Zum Schluß richtete der Bundesvorsitzende Hörsing Abschiedsworte an die Kameraden. Dann folgt die Ehrung der Stafettenläufer. Der Sieger, der Gau Niederrhein, erhält eine bronzene Ehrentafel. Gau Württemberg und die Pfalz bekommen je einen Wimperl als Trostpreis. Und dann begann der Abmarsch in Achter- und Zehnerreihen. Sieben Kilometer lang war dieser Weg, und als die Spitze das Ziel erreicht hatte, standen noch Tausende und hielten des Befehles zum Abmarsch.

In der Zeit, einer der Hauptstraßen Frankfurts, war die Tribüne aufgebaut, auf der Bundesvorsitzende Hörsing, Reichsinnenminister Severing, die Reichsminister a. D. Scheidemann und Dr. David, Oberst Körner und die anderen Ehrgäste den Vorbemerkung, der zwei Stunden dauerte, abnahmen. Wieder, wie bei früheren Anlässen, erregten einige Gruppen besonderes Aufsehen. So die Österreicher, die Saarländer, die Oberbayerer, die Münchener, die Hamburger Matrosengruppe, die Thüringer mit sechs alten 48er-Fahnen, eine Sportgruppe mit geschulterten Stiern. Auf dem ganzen Marsch umsäumten bei zwar schwülen aber trockenem Wetter ungeheure Zuschauermassen den Weg. Aus den Fenstern wehten die Lücher, von den Dächern, von den Bäumen und Laternenmasten erschollen frohe Zurufe. Auf dem Messegelände entwickelte sich, wie auch an den Tagen zuvor, ein festliches Treiben, ein echtes rechtes Volksfest. Aber dann begann auch schon der wieder der Abmarsch. Die Sonderzüge standen bereit, die Postautos warteten ab. Werktag und Arbeitspflicht riefen. Und in Abschiedsworten klang es hinein „Auf Wiedersehen am 11. August 1929 in Berlin.“

Im Disziplinarverfahren gegen den Landgerichtsrat Gellin in Breslau hat am 9. August 1928 der Disziplinarhof bei dem Oberlandesgericht Breslau in erster Instanz auf Strafverurteilung erkannt unter Verlust der Amtsgewalt und unter Auflegung einer Geldstrafe von 300 Mark. Gellin hatte im Zustand der Trunkenheit die Republik und republikanische Parlamentarier beleidigt.

Flugzeugkatastrophe bei Aachen.

Absturz auf Zuschauertribüne. — Drei Tote.

Ein furchtbares Unglück ereignete sich gestern nachmittag 5 Uhr 30 bei einer Flugveranstaltung auf dem Flugplatz Heerlen bei Aachen. Ein deutsches Klein-Daimler-Flugzeug aus Duisburg unter der Führung des Piloten Gesper stürzte, während der Flieger das Herauswerfen von Postfächern aus dem Flugzeug vorführte, infolge plötzlichen Verjagens des Motors ab und fiel auf die Zuschauertribüne. Durch das Flugzeug wurden drei Personen getötet und mehrere schwer verletzt. Die Getöteten und Verletzten stammen zum größten Teile aus Heerlen und Umgebung.

Zur Klärung der Schuldfrage wurde der Pilot vorläufig festgenommen.

Folgende Einzelheiten werden noch bekannt:

Das Unglück geschah während eines von der Limburger Luftfahrergesellschaft veranstalteten Fliegetages, an dem auch mehrere deutsche Flieger teilnahmen. Nachdem bereits mehrere Piloten aus München-Gladbach, Köln und Düsseldorf Schauläufe ausgeführt hatten, flog der Pilot Gesper mit einem Daimler-

Zweidecker zu einem neuen Fluge auf. Da Gesper gleich nach dem Start bemerkte, daß der Rotor nicht regelmäßig arbeitete, brachte er den Apparat hinter einer Zuschauertribüne auf eine geringere Höhe, um zum Landungsplatz zurückzukehren. Dabei streiften die Flügel die Tribüne, die Maschine überschlug sich und stürzte in die Zuschauermenge, dabei Tische, Stühle und Menschen mit sich fortziehend. Unter den Zuschauern entstand eine Panik. Zwei Männer wurden auf der Stelle getötet, ein Schwerverletzter starb kurz darauf im Krankenhaus; weitere Personen wurden schwer und zehn, darunter der Pilot, leicht verletzt. Das Flugzeug wurde vollkommen zerstört.

Drei Tote bei Motorradzusammenstoß.

Wie die „Kölnische Zeitung“ meldet, geriet Sonntag nachmittag auf der Landstraße Ohligs-Hilden der Kaufmann Schulz aus Solingen, als er auf seinem Motorrad einen anderen Motorradfahrer überholen wollte, in eine aus entgegengesetzter Richtung kommende Gruppe Radfahrer. Schulz und seine auf dem Sozius sitzende 14jährige Stieftochter stürzten, ebenso ein Radfahrer und eine Radfahrerin. Alle wurden schwer verletzt, Schulz und seine Stieftochter starben auf der Fahrt nach dem Krankenhaus, die Radfahrerin nach mehreren Stunden, während der Vierte außer Lebensgefahr ist.

Pilsudskis Ueberraschungen.

Eine friedfertige Ansprache in Wilna.

Wilna, 13. August. (Eigenbericht.)

Pilsudski ist Meister der politischen Ueberraschungen. Während man in ganz Polen den Atem anhielt und seinen Worten lauschte, von denen man weitgehende Konsequenzen in außen- und innenpolitischer Beziehung erwartete, erging sich der Marschall mit einem deutlich zur Schau getragenen Schmunzeln über die Pikantereien des Augenblicks in persönlichen Betrachtungen über die Bedeutung des Wortes Liebe. Nach näheren Ausführungen, in die er Jizite aus polnischen Dichtern hineinschloß, erklärte er schließlich seine besondere Liebe für die Stadt Wilna, er liebe sie wie ein kleines Kind seine Mutter. „Als ich aus deutscher Gefangenschaft aus Magdeburg nach Polen kam, dachte ich oft an Wilna, dann sagte ich, Wilna muß mein sein und ich rief euch Legionäre zum Kampf. Ihr hattet mir Wilna zum Geschenk gemacht und diese Stadt muß immer polnisch bleiben.“ Pilsudski schilderte die Traditionen Wilnas und seine Verbundenheit zum polnischen Staat, ohne bei dieser Gelegenheit auch nur das geringste Wort gegen Litauen zu sagen. Pilsudskis Rede ging so nicht über den Rahmen der üblichen Ansprachen hinaus, die ein alter Führer seinen ehemaligen Gefährten 10 Jahre nach dem Kriege für gewöhnlich hält. Pilsudski erzählte in scharf pointierter und vertraulicher Weise allerlei Erinnerungen und Anekdoten aus der Legionärzeit. Seine Ausführungen enthielten nicht die geringsten innerpolitischen Anspielungen, die man aus seinen letzten Ausfällen gegen das Parlament erwartet hätte.

In dieser Beziehung hat sein General Rydy Smigly in einer Ansprache an die Legionäre schon mehr gesagt. Er forderte sie auf, Pilsudski weiterhin treu zu gehorchen und ihm auf seinem Marsch, der am 6. August 1914 begonnen worden, aber noch lange nicht beendet sei, weiter zu folgen. In welcher Richtung dieser Marsch gehen soll, ist aus einem Telegramm ersichtlich, das die Legionäre an den Staatspräsidenten abgefaßt haben. Darin schworen sie, Pilsudski zu unterstützen, wenn er

in Polen eine neue Staatsform

verlassen wird. Man kann daher als Ergebnis der Wilnaer Legionär-Tagung eine erste Ueberraschung vorläufige Entspannung in außenpolitischer Beziehung konstatieren, aber der gefährliche Gesamtzustand Polens dauert an.

Sowjetrussische Kinderkrankenhäuser.

Was die Sowjetpresse darüber zu berichten weiß.

Als die Leningrader „Kole Zeitung“ vor einigen Wochen unter der Ueberschrift „Die Blumen des Lebens“ an zwei Fällen schilderte, wie Kinder in Kinderkrankenhäusern infiziert worden waren, da lag kein Grund vor, davon besonders Notiz zu nehmen. Man sagte sich ein Ausnahmefall. Verdächtig schien allerdings, daß drei Zeitschriften an das Blatt ähnliche „Ausnahmefälle“ meldeten. Bald darauf aber schlug dasselbe Blatt Alarm. Es berichtet ausführlich über unmögliche Zustände, die in den Leningrader Kinderkrankenhäusern herrschen.

Da heißt es: Die Ansteckung der Kinder ist in diesen Krankenhäusern unermesslich; die Schuld trifft keinesfalls die Ärzte. Wie sollte es bei der Ueberfüllung der Krankenhäuser auch anders möglich sein. Da ist ein Krankenhaus, das auf 150 Kinder berechnet ist und in dem 400 untergebracht sind. Besonders schlimm sieht es in der chirurgischen Abteilung aus. Die Ärzte sind gezwungen, die noch nicht ganz geheilten Kinder zu entlassen, damit andere, die schon längst an der Reihe sind, Platz finden. Das gleiche Bild zeigen auch alle anderen Kinderkrankenhäuser. Während der Kinderepidemien mußten etwa 100 Kranke täglich weggeschickt werden. Rechnet man die telephonischen Absagen hinzu, so ergibt sich eine noch viel größere Zahl. Die Enge in den Räumen führt zu den schlimmsten sanitären Verhältnissen. Die Verteilung der kranken Kinder in den einzelnen Krankensälen ist eine derartige, daß man keine Gewähr dafür hat, ob nicht das eine Kind irgendwo anders mit einer Krankheit infiziert oder ob es nicht selbst mit einer Infektionskrankheit die Anstalt verläßt. Nicht an allen Krankenhäusern gibt es Desinfektionsapparate und eigene Wäschereien. Die Gefahr der Infektionsübertragung wird aber durch die Qualität des Personals noch erhöht. Den Aufwartefrauen fehlt jede Eignung zu ihrer Tätigkeit. Sie kümmern sich nicht um die hygienischen Regeln, waschen nicht ihre Hände, wechseln nicht ihre weißen Kittel, wenn sie aus einer Infektionsbaracke in die andere gehen, oder wenn sie sich in der Küche beim Essen einfinden. Auf eine Wärterin kommen 25 bis 30 Kinder. In einem Falle war dieselbe Wärterin sowohl in der Infektionsbaracke als auch bei den Kindern ohne Infektionskrankheit tätig. Bei der geringen Anzahl von Wärterinnen kommt es vor, daß Kinder aus den Betten fallen oder daß ihnen nichts zu trinken gereicht wird, wenn sie darum bitten. Auch die Wirkung der Arznei auf das Kind wird in keiner Weise beobachtet. Auf 100 bis 120 Kinder kommt eine Krankenschwester,

Im Krankenhaus, das den Namen Pasteurs trägt, betreten die Kranken das Empfangszimmer des Arztes im Pafelot. Nicht in allen Krankensälen gibt es Defen. Säuglinge liegen zusammen mit erwachsenen Kranken. Nicht selten pflegt die gleiche Wärterin sowohl die scharlachkranken Kinder als auch die anderen. Die Sterblichkeitsziffer erreicht 12 bis 15 Proz. In der chirurgischen Abteilung liegen die Kinder in einer ganz anderen Körperlage als erforderlich ist. Das einzig wirklich europäisch eingerichtete Krankenhaus ist das Infektionskrankenhaus auf Wassileostrow. Aber auch hier herrscht eine ungläubige Enge. Der Kubikgehalt der Luft ist viel geringer vorgeschrieben.

Der Artikel kommt zu dem Ergebnis, daß man ein neues Kinderkrankenhaus bauen und für die Befolgung der Hausordnung Sorge tragen müsse. Als viel zu niedrig werden die Löhne der Wärterinnen und Krankenschwestern bezeichnet.

So sieht's also in Krankenhäusern Leningrads aus, in der Hauptstadt des sowjetrussischen Kinderparadieses. Wie mag es erst mit den Kinderkrankenhäusern in der Provinz bestellt sein?

Marineleute ertrunken.

Motorbootunglück bei Kiel.

Kiel, 13. August.

In der vergangenen Nacht gegen 1 Uhr ist auf der unteren Schwentine das Motorboot „Alice“ infolge Ueberlastung gesunken. Die „Alice“, die nur 8 Personen befördern darf, hatte 21 Fahrgäste an Bord, die, wie auch der Führer des Bootes, angekränkt gewesen sein sollen. Vom Linienschiff Hessen und von der Hafenpolizei wurden die meisten der ins Wasser Gefallenen sowie auch das Boot geborgen. Doch sind der heizergefehrte Schiffschef vom Linienschiff Schleswig-Holstein und der Schiffsbarchler Kugel vom Linienschiff Hessen ertrunken. Ihre Leichen wurden geborgen; der Führer des Bootes wurde verhaftet.

Verbandstag der Metallarbeiter.

Die Eröffnungssitzung.

Karlsruhe, 13. August. (Eigenbericht.)

Heute vormittag um 9 Uhr begann in der Stadthalle zu Karlsruhe der 18. Ordentliche Verbandstag des Metallarbeiterverbandes. 264 Delegierte aus allen Gauen Deutschlands sind in der badischen Metropole zusammengekommen, um über die Tätigkeit der Organisationsleitung seit dem letzten Verbandstag im Jahre 1926 in Bremen zu urteilen, Anregungen zu geben und Beschlüsse zu fassen, die für die nächsten beiden Jahre richtunggebend sein sollen. Außer diesen 264 Parlamentariern vom Schraubstock und von der Drehbank nahmen an der Tagung in sehr starker Zahl in- und ausländische Gäste teil.

So sind u. a. erschienen: der badische Staatspräsident Remmele, die Bürgermeister von Karlsruhe und Durlach, beide Mitglieder des Metallarbeiterverbandes, der Genosse Hermann Müller vom ADGB, der Vorsitzende der Eisernen Internationale, die Mitglieder ihrer Exekutive mit Ausnahme des durch Krankheit verhinderten französischen Genossen; ferner Vertreter des Verbandes der Kupferschmiede und des Verbandes der Maschinen- und Heizer, des Butab, des Zentralverbandes der Angestellten und des Deutschen Werkmeisterverbandes.

Vertreten sind sämtliche zur Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale gehörenden europäischen Metallarbeiterverbände. Alwin Brandes vom Hauptvorstand ergriff darauf das Wort zu einer herzlichen Begrüßungsansprache, wobei er ganz besonders des verstorbenen Verbandsvorsitzenden Robert Dismann und des Genossen Alfons Buse gedenkt.

Auf einen Zwischenruf hin, wo denn die russischen Delegierten seien, erklärte Brandes unter dem Beifall der meisten Delegierten, daß es keinen deutschen Metallarbeiter gäbe, der nicht schnellst die Bereinigung mit den russischen Metallarbeitern wünsche. Er spricht die Erwartung aus, daß alle Delegierten dazu beitragen werden, mit der größten Sachlichkeit alle zur Beratung stehenden Fragen zu behandeln.

Der badische Staatspräsident, Genosse Remmele, betont nachdrücklich, daß die badische Regierung stets Wert darauf gelegt habe, mit den Organisationen der Arbeiterschaft in innigsten Beziehungen zu stehen. Anknüpfend an seine Erinnerungen weist er darauf hin, wie gemaltig die Verantwortung und die Aufgaben der Gewerkschaften gegenüber der Vorkriegszeit gestiegen sind. Heute geht es nicht mehr um Lohn- und Arbeitszeitfragen, heute geht es um volkswirtschaftliche und staatspolitische Probleme. Mit der gestiegenen Verantwortlichkeit der Gewerkschaften und dem erweiterten Aufgabenzirkel müssen auch die Auseinandersetzungen über die Ziele und Methoden des gewerkschaftlichen Kampfes größer werden. Er wünscht, daß diese Tagung so verlaufen möge, daß nicht nur die organisierten Metallarbeiter, sondern das gesamte deutsche Volk einen Nutzen davon habe.

Der Deutsche Verkehrsbund tagt.

Dreizehnter Bundestag.

Leipzig, 12. August.

Aus dem zu Weihnachten 1896 in Altenburg gegründeten „Zentralverband der Handels-, Transport- und Verkehrsarbeiter Deutschlands“, der am Schlusse seines ersten Geschäftsjahres 3474 Mitglieder zählte, hat sich im Laufe von drei Jahrzehnten eine der größten deutschen Gewerkschaften entwickelt. In der Berichtszeit 1925/28 hat der Verband rund 92 000 neue Mitglieder gewonnen, davon im letzten Jahre allein 38 000. Der Verkehrsbund umfaßt die Transport- und Handelsarbeiter, die Kraft- und Luftfahrer, die See- und Binnenschiffer, die Straßen- und Kleinbahner, die Post- und Telegraphenarbeiter, die Hausangestellten, Theater- und Kinoarbeiter und zählt insgesamt

366 000 Mitglieder.

In den letzten drei Jahren hat der Verkehrsbund 6203 Bewegungen in 141 378 Betrieben mit 1 419 543 Beteiligten geführt. Der Erfolg an Lohnerböhrungen ist 4 306 292 M. wöchentlich. Im Jahre 1927 wurde eine Verkürzung der Arbeitszeit für 300 231 Personen erreicht. Wesentliche Erfolge wurden auch auf den Gebieten der Ueberstundenbezahlung, der Zulieferung bzw. Erhöhung von Prozenten und Spesen, Gewährung freier Sonn- und Ruhetage und Ferien erzielt. Die Lohn- und Arbeitsbedingungen sind in 814 Tarifverträgen für 62 Proz. der Mitglieder des Verkehrsbundes geregelt. Die Einnahmen des letzten Jahres betragen 11,5 Millionen Mark, wovon 22,6 Proz. für Unterstützungszwecke verwendet wurden. Das Gesamtvermögen des Bundes beträgt rund 8 Millionen Mark.

Die Eröffnung des 13. Bundestages

erfolgte am Sonntagmorgen im Rahmen einer Feier im Leipziger Volkshaus. Der Verbandsvorsitzende, Reichstagsabgeordneter Oswald Schumann widmete in seiner Begrüßung der Gäste und Delegierten der Entwicklung der Leipziger Verwaltungsstelle einige Worte der Anerkennung und des Dankes. In Leipzig hat lange ein Kampf zwischen den lokalistischen und zentralistischen Bestrebungen getobt. Nachdem der Anschluß Leipzigs erfolgt war, konnte die Entwicklung in ununterbrochener Weise vor sich gehen. Heute hat der Verkehrsbund in Leipzig rund 16 000 Mitglieder. An der glänzenden Entwicklung des Gesamtverbandes fällt nicht zuletzt den zahlreichen namenlosen Mitarbeitern ein großes Verdienst zu. Am Schlusse gedenkt Schumann der seit dem letzten Bundestage ver-

Immer in Verfassung.



„Mir ham inser Salvatorfest, mir ham inser Naidob, mir ham inser Oktoberfest, mir brauchen soanen 6'funderen Nationalfeierlag.“

storbenen Funktionäre, wobei er besonders die Verdienste der Kollegen Himpel, Rathmann und Zimmer-Breslau hervorhebt.

Der Bevollmächtigte der Leipziger Verwaltungsstelle, Roder, erwähnt in seiner Begrüßungsrede den jahrelangen Kampf, der mit den Behörden, namentlich der Polizei, geführt werden mußte. Erst die neue Staatsordnung hat die Fesseln beseitigt und den Weg zum Aufstieg frei gemacht.

Als Vertreter der Stadt Leipzig begrüßt Stadtrat Dr. Leiste und vom Ortsauschuß des ADGB Kollege Schilling den Bundestag. Schilling erwähnt, daß das schöne Leipziger Volkshaus vor großen Erweiterungen stehe.

Fabrikbrand in Adlershof.

Zwei Feuerwehrleute an Rauchvergiftung erkrankt.

Von einem größeren Schadenfeuer wurden am Sonntag nachmittag die Kabelwerke von Vogel u. Co. in der Sedanstraße 1 zu Adlershof heimgesucht.

Auf dem Fabrikhof, der auf drei Seiten von zweistöckigen Gebäuden umschlossen ist, befinden sich größere Lagerhäuser. Gegen 18 Uhr bemerkte der Wächter, wie aus einem 30 Meter langen und etwa 20 Meter tiefen Schuppen dicke Rauchschwaden aufstiegen. Die Feuerwehr rückte auf den Alarm zunächst mit drei Löschzügen an. Inzwischen hatten die Flammen den ganzen Schuppen, in dem Holzspulen, Drähte usw. lagerten, ergriffen. Da ein Uebergreifen des Feuers auf die Fabrikanlagen befürchtet werden mußte, wurden drei weitere Löschzüge zur Hilfeleistung herangezogen. Aus zehn Schlauchleitungen wurden stundenlang ungeheure Wassermengen in das Flammenmeer geschleudert. Trotzdem konnte nicht verhindert werden, daß der Hauptschuppen und zwei angrenzende Schuppen niederbrannten. Der Schaden ist beträchtlich.

Zwei Feuerwehrleute erkrankten unter der Rauchwirkung schwer; einer von ihnen mußte ins Krankenhaus gebracht werden.

Am Morgen 191 der Stadtforst bei Köpenick brach gestern nachmittag ein Flurbrand aus, der eine Ausdehnung von 600 Quadratmetern gewann. Die freiwillige Feuerwehr Mägelheim und Ausflügler löschten den Brand in kurzer Zeit.

Man vermutet Brandstiftung, da inmitten des Brandherdes ein Haufen verkohlter Papiere und eine leere Flasche gefunden wurde, die Petroleum oder Spiritus enthalten hatte.

Theater in der Provinz!

Kein Ruhmesblatt der Kultur.

„Wir halten das Theater für überflüssig und werden in jedem Falle gegen den Theateretat stimmen.“ — „Es ist geradezu unglaublich, derartige Summen für ein sogenanntes „Kulturinstitut“ hinauszuworfen.“ — „Da nur Stücke gegeben werden, die die Bourgeoisie interessiert, müssen auch wir im Namen der arbeitenden Bevölkerung gegen die Theateroorlage stimmen.“ Beschlüsse aus Stadiparlamenten.

„Herr Intendant, Sie werden wahrscheinlich schon gehört haben, daß wir diesmal den Theateretat noch durchbekommen haben, Sie werden auch bereits gehört haben, eine wie außerordentlich starke Opposition sich gegen die Bewilligung dieser Mittel ausgesprochen hat. Wir hoffen, daß Sie mit den bewilligten Mitteln auskommen werden, da wir andernfalls das Theater schließen müßten. Nehmen Sie auch bitte Rücksicht auf die religiösen und politischen Gefühle unserer Bevölkerung und sehen Sie, wenn irgend möglich, die Unkosten wie auch die Eintrittspreise herab.“ So der Oberbürgermeister.

„Herr Oberbürgermeister, ich werde versuchen, mit meinem Spielplan keinerlei Anstoß zu erregen, und hoffe, mit den mir zur Verfügung gestellten Mitteln durchzukommen.“ So der Intendant.

„Hören Sie, meine Herren, es ist unmöglich, in der bisherigen Weise fortzuwirtschaften, wir müssen unser Theater rationalisieren, d. h. wir müssen unseren Wagenetat stark einschränken, für Neuanschaffungen kann nur noch ein Minimum ausgegeben werden. Außerdem wollen wir versuchen, durch Herabsetzung der Eintrittspreise das Interesse des Publikums am Theater zu erhöhen. Selbstverständlich können wir das nicht, wenn wir literarische Federbissen aufstücken. Wir müssen dem Publikum Unterhaltung bieten und des öfteren Schwänke, Possen mit Gesang, Operetten geben. Ich hoffe, meine Herren, Sie haben mich richtig verstanden.“ Der Intendant zu den Spielleitern.

„Meine Damen und Herren, ich habe Sie zu mir bitten lassen, weil ich Ihnen mitteilen muß, daß es mir unmöglich ist, Sie unter den bisherigen Bedingungen zu reengagieren. Ich bin jedoch gern bereit, den größten Teil von Ihnen zu herabgesetzten Wagen zu behalten. Ich will keinen von Ihnen drängen, möchte Sie jedoch bitten, Ihre Entschlüsse eingehend zu prüfen. Ich muß Ihnen noch vor Augen halten, daß immerhin etwa 4000 Schauspielere und Schauspielerinnen, das sind etwa 40 Proz. Ihrer Berufsgenossen, erwerbslos sind, daß es in ganz Deutschland, außerhalb Berlins, nur noch 166 Theaterunternehmungen gibt und auch diese Zahl noch wegen verschiedener Zusammenlegungen weiter zurückgehen dürfte. Ich habe Ihnen somit die Verhältnisse klargestellt und hoffe, daß Sie sich nicht voreilig entscheiden werden.“ Der Intendant zum Ensemble.

Der Obmann der Bühnengenossenschaft schreibt: „Sehr geehrter Herr Intendant! Nach sehr langen Kämpfen haben wir uns entschließen müssen, Ihr Angebot zu akzeptieren, hoffen jedoch, daß Sie in Anbetracht unserer Notlage versuchen werden, uns verschiedene Nebeneinnahmen zuzulassen.“

„Also, meine Herren, bringen wir im Schauspiel „Unter Geschäftsaufsicht“, in der Oper den „Freischütz“ und in der Operette

das „Dreimäderlhaus“ heraus. Ich glaube damit einige ausverkaufte Häuser zu erzielen, und das ist ja heute die Hauptsache.“ Der Intendant zu den Spielleitern.

„Es ist geradezu unglaublich, was die Intendant der theaterliebenden Bevölkerung unserer Stadt zu bieten magt. Reicher schlimmster Sorte beherrschen den Spielplan. Das künstlerische Niveau dieser Aufführungen ist so niedrig, daß man leider sagen muß, daß jedes Kabarett oder Variété mit derselben Berechtigung wie dieses Theater städtische Zuschüsse für sich in Anspruch nehmen könnte.“ Die Presse.

„Herr Intendant, das haben Sie großartig gemacht. Eine so schöne Aufführung wie gestern habe ich schon lange nicht mehr gesehen.“ — „Vielen Dank für Ihr Lob, Herr Oberbürgermeister, aber haben Sie denn nicht gelesen, was die Presse darüber schreibt?“ — „Das werden wir gleich haben. Moment, bitte. Hallo, Fräulein, bitte verbinden Sie mich mit Herrn Verleger I.“ — „Ja, hier Verleger I.“ — „Bitte Herrn I.“ — „Ja, bitte, selbst am Apparat. Ah, Sie sind's, Herr Oberbürgermeister. Guten Tag. Was verschafft mir die Ehre?“ — „Guten Tag, Herr I., ich rufe Sie wegen der heute in ihren Blättern erschienenen Theaterkritiken an, dieselben sind für die Entwicklung unseres Theaters sehr schädlich und gefährden seinen Bestand. Ich hoffe, daß Sie in Zukunft im Interesse unseres Theaters rezensieren lassen werden. Andernfalls müßte sich mich gezwungen sehen...“ — „Aber Herr Oberbürgermeister, das ist doch...“ — „Herr I., ich überlasse es Ihnen, die notwendigen Konsequenzen aus unserer Unterredung zu ziehen und vertraue auf Ihre Klugheit.“

„Fräulein, verbinden Sie mich bitte mit Herrn J.“ — „Ja, Herr J.? Hier Verleger I. Hören Sie mal an, wer hat denn diese bössigen Theaterkritik geschrieben? Es sind ja bereits einige hundert Beschwerden eingelaufen, ja, man spricht uns sogar jede Objektivität ab. Ich nehme an, daß Sie in unserem Geschäftsinteresse die daraus nötigen Folgerungen ziehen werden, andernfalls wäre ich gezwungen, Sie wegen geschäftsschädigenden Verhaltens abzubauen.“

Diese Tatsachen muten grotesk an, obwohl sie sich dauernd in vielen deutschen Provinzstädten, vielleicht ein wenig differenzierter, wiederholen. Es ist dann auch selbstverständlich kein Wunder, wenn die Vertreter der Arbeiterschaft gegen ein solches offizielles Zuguntennehmen in den Stadiparlamenten energisch Front machen. Leider beschränkt sich ihre Opposition meistens nur auf die Etatsbewilligung. In jeder Sitzung müßten die skandalösen Zustände um den Theaterbetrieb herum beleuchtet werden, um unsozial und unkünstlerisch denkende Stadtväter und Intendanten endlich einmal für zu bekommen, den Arbeitnehmern das Existenzminimum überschreitende Wagen zu ersämpfen und schließlich einen Spielplan zusammenzukomponieren, der auch den proletarischen Massen ermöglicht (soweit es finanziell erschwänglich ist), interessiert ins Theater zu gehen. Kurt Pincrower.

Der Untertanen-Bazillus.

Was man auf einer Reise erlebt.

In dem Pensionshaus in dem kleinen Schweizer Kurort, in dem ich den nachstehend geschilderten Vorfall erlebte, wird an kleinen Tischen gespielt. Im allgemeinen sitzen an den einzelnen Tischen Gruppen von mehr oder weniger zusammengehörigen Fremden vereint. Da ist ein Tisch mit einer englischen Reisegesellschaft, ein anderer mit lauter Polen, und auch unsere deutschen Landsleute sind fein säuberlich nach Landsmannschaften geordnet. Beim Betreten des Speisesaales pflegt man sich höflich zu begrüßen und im übrigen kaum Notiz voneinander zu nehmen.

Nur an einem der Tische haben es die Gäste verstanden, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Dort sitzen lauter Beamte aus dem Reiche des württembergischen Kultusministers Bazille, streng nach Rangabstufungen geordnet, vom hohen Würdenträger herab bis zum einfachen Landpfarrer. Wenn der hochwürdigste Herr Staatsrat (wohlgemerkt: a. D.) an den Tisch tritt, dann erhebt sich mit einem Ruck die ganze Pastorengesellschaft einschließlich der Ehefrauen, um stehend den Gruß und Händedruck des alten Herrn zu empfangen. Das gleiche Schauspiel wiederholt sich, sobald jener graubärtige Herr im Tür Rahmen erscheint, der sich im Fremdenbuch kurz und bündig als „Präsident“ (übrigens ebenfalls a. D.) bezeichnet hat. Erst wenn Seine Hochwürden gerührt haben, Platz zu nehmen, dürfen auch die übrigen Herrschaften sich setzen und wieder nach dem schnell fortgelegten Suppenteller greifen. Kommt aber einmal einer der simplen Herren Pastoren — oder auch seine Frau — etwas verspätet zu Tisch, dann begnügen sich die übrigen Teilnehmer dieser schönen Tafelrunde mit einem flüchtigen Kopfnicken über den Tisch hinweg.

Als ich diesen monotonen Anblick zum ersten Male genoss, konnte ich ein leichtes ironisches Lächeln nicht unterdrücken. Aber ich war nicht der einzige Gast, der die Väterlichkeit dieses anmutigen Strammstehens mit fröhlichem Behagen auskostete. Am Nachbarische sah ein älteres holländisches Ehepaar, dem das helle Vergnügen über diese Auswirkung des echt deutschen Untertanen-Bazillus über das ganze Gesicht strahlte. Auch an einigen anderen Tischen war heitere Bemerkung zu bemerken.

Im Laufe des Nachmittags fragten mich die Holländer, mit denen ich mich schon früher bekanntgemacht hatte, ob es denn heute noch immer in Deutschland üblich sei, vor dem Träger eines beliebigen Titels in Ehrfurcht zu ersterben, dagegen einer Frau nur eine geringe Hochachtung entgegenzubringen. Es wurde mir natürlich nach diesem lebendigen Anschauungsunterricht sehr schwer, sie vom Gegenteil zu überzeugen und ihnen klarzumachen, daß auch in Deutschland nach dem Aussterben der Generation aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch einmal gründlich mit dem ganzen Titelkultus ausgeräumt werden würde. Jedenfalls galten die autoritätsfrommen schwäbischen Pastoren im ganzen Pensionshaus als die Deutschen schlechthin, nach denen man sich eine Vorstellung vom gesamten deutschen Volke zu machen hatte!

Warum müssen gerade wir Deutschen uns immer wieder mit so naiver Selbstverständlichkeit vor der ganzen übrigen Welt blamieren? Dr. Wilhelm Bolze.

Drahtlose Filmübertragung.

In Pittsburg ist gestern ein erfolgreicher Versuch mit der drahtlosen Uebertragung eines Filmes gemacht worden. Die Uebertragung erfolgte allerdings nur auf eine Entfernung von zwei Meilen. Sie gelang aber in allen Teilen.

Um Wagners Ring des Nibelungen.

Daß beim heutigen Publikum eine gewisse Wagnermüdigkeit besteht, die sich namentlich dem „Ring“ gegenüber geltend macht, dürfte kaum mehr zu bezweifeln sein. Die Ursachen sind verschiedener Natur; Kapellmeister F. O. Scholz, der ihnen in der „Neuen Zürcher Zeitung“ nachgeht, sucht sie auf sozialem, psychologischem und ökonomischem Gebiet. Zur Abhilfe schlägt er ein radikales Mittel vor, vor dessen ernstlicher Erwägung man aber aus falsch verstandener Pietät nicht zurückschrecken sollte. Er fordert rücksichtslose Kürzung der ganzen Tetralogie; jeder Abend dürfe nicht länger als 3—3 1/2 Stunden dauern. Besser sei es, ein Publikum zu entlassen, das den Wunsch mitnimmt, bei Gelegenheit — etwa bei Festaufführungen oder besonderen Anlässen — das ungelungene Werk zu hören, als eines, das beschließt, in absehbarer Zeit nicht wiederkommen. Mit der verständnisvollen Anpassung an das Aufnahmevermögen und die Psychologie der Hörer müsse sich eine von tathumhaftem Pathos befreite Inszenierung verbinden. Nur so, meint Scholz, könnten die einzigartigen Kulturwerte des „Rings“ für die Allgemeinheit, namentlich aber für die gegenwärtige Jugend, gerettet werden. Vielleicht werde eine spätere Generation wieder in der Lage sein, aus eigener Kraft und Sehnsucht den Weg in diese Bezirke zu finden.

Der tschechische Komponist Janacek gestorben.

Der tschechische Komponist Leos Janacek ist gestern um 10 Uhr vormittags während des Transportes in ein Privatsanatorium an Lungenentzündung und Herzlähmung gestorben. Leos Janacek ist am 3. Juli 1854 in Hochwald bei Freiberg in Mähren geboren. Er entstammte einer Lehrersfamilie, in der die Musik seit Generationen gepflegt wurde. Im Jahre 1874 kam er auf die Orgelschule nach Prag, wo er im Laufe eines Jahres alle drei Jahrgänge absolvierte. 1879 ging er an das Konservatorium Leipzig und von dort an das Konservatorium Wien. 1920 wurde Janacek zum Professor an der Meisterschule des Staatskonservatoriums in Brünn ernannt. Die Hauptbedeutung Janaceks liegt in seinen Opernkompositionen. Seine bedeutendsten Werke sind die Opern „Jenufa“, „Das schone Mädchen“, „Die Sache Makropulos“, „Kata Kabanova“. Das letzte vollendete Werk des Meisters ist die Oper „Memoiren aus einem Totenhause“ nach dem gleichnamigen Roman von Dostojewski. Janaceks Opern eroberten sich in den letzten Jahren auch die ausländischen Bühnen. „Jenufa“ erlebte eine Reihe von Aufführungen in der Staatsoper Unter den Linden.

Wiener Sänger in Berlin.

Vom 18. bis 20. August besucht anfänglich einer Deutschlandreise der 1. Männergesangsverein der Städtischen Straßenbahnen in Wien Berlin als Gast des Gaues Berlin des Deutschen Arbeiterfängerbundes. Am Sonntag, dem 18. August, 1934 Uhr, gibt der Verein ein Konzert im Saalbau Friedrichshain am Königstor. Anschließend an das Konzert veranstaltet der Gau Berlin eine Begrüßungsfeier, bei der einige große Berliner Chöre mitwirken werden. Bei dieser Gelegenheit wird u. a. auch Reichstagspräsident Lobe die Wiener Bundesfreunde begrüßen, der auch die Führung derselben am Sonntag durch den Reichstag übernehmen wird. Bei der Begrüßungsfeier wird auch der beim Bundesfest der Arbeiterfänger in Hannover aufgenommene Film erstmalig gezeigt werden. Der Eintritt zu beiden Veranstaltungen beträgt 1 Mark.

Eine neue Oper in New York. Die Karalä Trubiani meldet, hat Kallender junior einen großen Erfolg in einem der wichtigsten mittleren Viertel Manhattans erworden, um dort eine neue Metropolitan-Oper zu bauen. Der Kaufpreis soll zwischen 40 und 50 Millionen Dollar betragen.

Ein Stück Jugendkultur.

Das Ferienlager im Klappholttal auf Sylt.

Fast fünfzehn Jahre sind ins Land gegangen — am 12. Dezember 1913 war es — als die Vertreter einer großen Anzahl Jugendvereine unter dem Sammelbegriff „Freideutsche Jugend“ auf dem hohen Meißner bei Kassel durch den Mund ihres Führers Wagners feierlich gelobten, ihr Leben „nach eigener Bestimmung, unter eigener Verantwortung, in innerer Wahrhaftigkeit“ zu gestalten. Der mit diesem Bekenntnis geschaffene Begriff „Jugendkultur“ stand lange im Vordergrund öffentlicher Auseinandersetzungen. Skeptiker haben wiederholt höhnisch gefragt, wo denn die Erfolge dieser Jugendkultur blieben. Erzieherische und kulturelle Errungenschaften lassen sich nicht in Scheffeln messen. Sicher ist, daß viele jener, nach neuen Lebensformen ringenden Jugendlichen, zu denen übrigens nicht nur die Anhänger der freideutschen Jugend, sondern schlechthin alle Mitglieder der verschiedenartigsten Jugendbewegungen gehörten, später als reife Männer als Säuerleig ihrer Umgebung gewirkt haben. Viele Änderungen der Lebensgewohnheiten der älteren Generation sind zweifellos dem Streben der aus der Jugendbewegung hervorgegangenen zu danken. Das allgemeine sonntägliche Wandern in zweckmäßiger Kleidung unter Umgehung von Restaurants ist — um nur ein Beispiel zu nennen — ohne Frage ein Erfolg der Jugend. Und wenn heute ganz im allgemeinen dem Streben der Jugend mehr Verständnis entgegengebracht wird als vor dem Kriege, so ist diese Tatsache ebenfalls auf das Konto der selbständigen Jugendbewegung zu setzen. Wer aber nach handgreiflichen Ergebnissen der Bewegung sucht, möge einmal seine Ferienzeit im Lager der freideutschen Jugend auf der Insel Sylt verbringen.

Im Klappholttal (Klappholt = Krummholz der Kiefer), zwei Stationen hinter dem Weltmohobad Westerland, mitten im Naturschutzgebiet, in völliger Abgeschlossenheit und Ureinlichkeit, hat die freideutsche Jugend sich eine Stätte ihrer Bewegung geschaffen. Wohl in erster Linie war es der Tatkraft ihres Führers, Dr. Knut Ahlborn, zu danken, daß neben zwei anderen, der Vogelsteje und der im südlichen Drittel der Insel gelegenen Barock-Pavillon, die im Klappholttal während des Krieges zum Rüstungsschutz geschaffenen Militärbaracken noch rechtzeitig vor dem Abbruch von dem Bauunternehmer zurückgekauft werden konnten, um sie Erholungszwecken der Jugend dienstbar zu machen. Freilich ist mit der Zeit unter den rührigen Händen der Jugend etwas ganz anderes aus diesem ehemaligen Militärlager geworden: ein farbig freundlicher Bau mit technisch und hygienisch zeitgemäßen Einrichtungen. Aber Schlichtheit, das Charakteristikum der Lebensweise einer gesunden Jugend, ist dem Lager erhalten geblieben. Zu Dreien und zu Vierern in den einzelnen Zimmern begnügen sich die Jugendlichen mit einer einfachen Lagerstätte, teils sogar ohne Daunensbetten und Kopfkissen.

Jugend braucht und will Tätigkeit. Der ganze Tag ist mit Arbeit, körperlicher und geistiger Art, ausgefüllt. Früh um 7 Uhr ruft eine Reihe heller Gongtöne die Schläfer zur Morgensarbeit: zu gemeinsamer Gymnastik im Lichttessel unweit des Strandes, mit anschließendem Bad in der Nordsee. Frottierübungen unter der sachkundigen Leitung Charly Straeßers. Berlin, beschließen die erquickende Morgenarbeit, die unaussprechliches Wohlbehinden auslöst und zu einem wahren Freudenquell für den ganzen Tag wird. Kein Wunder, daß die Beteiligung, die völlig freiwillig, aber auch unentgeltlich ist, täglich zumittelt. Auch ist jedem freigestellt, im Badefestum oder unbekleidet sich zu bewegen. Wer aber in Bekleidung begonnen hat, legt sie schon nach den ersten paar Tagen ab. Für diese Jugendlichen ist die Bewegung in der Natur und das Baden ohne irgendeine Hülle, im Lichtkleid, eine Selbstverständlichkeit.

Nach dieser erfrischenden Morgenarbeit gibt es ein einfaches Frühstück, bestehend aus einer schmackhaften Suppe und Kaffee mit Zudrot. Am Laufe des Vormittags werden noch weitere Gymnastikstunden, für Frauen und Männer getrennt, abgehalten. Am

späten geleitet wird. Auch für den Fleischesser ist die vegetarische Kost hier bestmöglich. Geradezu erstaunlich ist, welche Vielseitigkeit eine gute vegetarische Küche zu bieten vermag. Auch Alkohol und Tabakgenuß vermehrt der daran Gewöhnte in diesem Kreise kaum.

Jeder, auch der, der längst das Jünglingsalter überschritten, fühlt sich in dieser frischen und gesunden Atmosphäre unjagbar wohl, ohne die Ursache des Wohlbehindens zu kennen. Sie liegt eben in der auf Natürlichkeit und Gesundheit gegründeten Lebensweise. Anfolgebessert ist auch das Verhältnis dieser Menschen zueinander



Frottieren nach dem Bade.

harmonisch. Sie sind alle Glieder einer großen Familie, Standesunterschiede und Vorrechte kennt man hier nicht. Keiner drängt sich hervor. Jeder bemüht sich, seinem Nächsten zu helfen. Auch religiöse und politische Auseinandersetzungen gibt es hier nicht, obwohl die Bewohner des Lagers aus allen Gegenden Deutschlands stammen und den verschiedensten Religionsgemeinschaften und Parteien angehören. Unverkennbar aber ist ein streng demokratischer Zug durch das ganze Lager, ohne den ja ein solches Gemeinschaftsleben überhaupt nicht möglich ist. So demonstriert Klappholttal — politisch betrachtet — zugleich die Fruchtbarkeit des demokratischen Gedankens. Stadtrat Max Peters.

Vergeßliche Leute.

„Der graue General aus Paulen.“

Man schreibt uns:
Es ist eiliche Zeit her, da entdeckte das Botan-Surrogat Erich Ludendorff wieder einmal mit Hilfe seiner blauen Brille eine Schandtat der Juden. Irgend eine linke Zeitung füllte dann ihre Witzdecke mit Ludendorffs Ausruf „zu den sieben Tiden in Paulen“, woran sich dessen Schurz- und Schmutzblättchen entsprechend empörte und die Zitate als Schwindel bezeichnete. Wenn man das tut, muß man's beweisen können, dachte ich und begann, um ein recht klares Bild des großen, na ja Heiden zu bekommen, einen höflichen Briefwechsel, der also lautet:

„Sehr geehrter Herr Hauptschriftleiter, in Nr. ... des „Fridericus“ steht, daß die Geschichte vom Besuch des Generals Ludendorff am 1. April 1917 beim Oberabbiner in Warschau“, von der linke Zeitungen berichteten, „ein Aprilscherz“ sei. Ich gestatte mir die Anfrage, ob es sich bei dem von denselben Zeitungen mitgeteilten Ausruf im ostjüdischen Jargon des Generals Ludendorff „An die Juden in Polen! Als Freunde kommen wir zu Euch...“ auch um einen solchen „Aprilscherz“ handelt?“

Die Antwort:
„In höflicher Erwiderung Ihres gest. Schreibens bedauern wir Ihnen die gewünschte Auskunft nicht geben zu können. Wir empfehlen Ihnen direkte Anfrage an Erzellenz General Ludendorff, München.“
Mit deutschem Gruß Fridericus.

Gesagt, getan. Nach zwei Wochen war ich im Besitz einer zweiten Antwort:
„Den Auftrage von Erzellenz General Ludendorff soll ich Ihnen mitteilen, daß Sie sich wegen Ihrer Frage an das Reichsarchiv in Potsdam wenden können.“

Noch einmal: gesagt, getan. In weiteren zwei Wochen wurden meine Anfrage und ich auf dem Brauhausberg in Potsdam registriert, bis Nummer 15 663 zählte man. Und dann bekam ich die dritte Antwort vom Präsidenten des Reichsarchivs:

„Auf Ihre Anfrage teile ich mit, daß hier Unterlagen zur Beantwortung Ihrer Frage nicht ermittelt worden sind.“
Nun hätte ich ja noch nach Polen fahren können — aber die drei Antworten der drei „Hauptbeteiligten“, die nicht „Ja“ und nicht „nein“ sind, die sich so offensichtlich drücken, sind eindeutig genug.
Gerda Weyl.

Hinterland.

Die „große Zeit“ hatte noch nicht lange groffiert, da lodte in der fränkischen Gegend von Krosen-Zülichau Gewehrgeknatter den Bardarm dem holden Klang nachzugehen. Da fand er einen lieberden Landstürmer mit dem wuchtigen Topf, Modell 1813, behauptet; der stand da in freier Natur — und schoß. „Mensch, was machen Sie denn da, was fällt Ihnen denn ein, hier herumzuschießen?“ — Schlitz und ergreifend kam die Antwort: „Na, et is doch Krieg!“

Völker, die uns umwohnen.

Es ist wirklich nicht mehr angebracht, von europäischen Rassen zu sprechen, die durch deutliche Merkmale voneinander getrennt seien. Der angeblich „germanische“ Langschädel ist unter Romanen und Slawen, auch unter Juden mindestens ebenso stark verbreitet wie unter Scandinaviern und Deutschen, und Rundköpfe finden wir bei uns ebenso oft wie Dunkelhaarige und Dunkeläugige, während es unter Slawen, selbst unter Romanen und Juden Blonde und Blauäugige massenhaft gibt. Man kann nur noch von den Völkern als Sprachgemeinschaften reden, nicht einmal als von Gesamtheiten gleicher Kultur, denn die Kultur richtet sich nach der Gesellschaftsform und dem Beruf, hängt also sehr von der wirtschaftlichen Lage des einzelnen ab. Die Kultur des Studierten, des Reichen oder Hochgestellten unterscheidet sich in allen Völkern gewaltig von der des Bauern und des Proletariats; in den „oberen“ Gesellschaftsschichten ist sie in allen Kulturationen ziemlich die gleiche, ist also über-national geworden.

Dabei ist natürlich in jedem Volk eine gewisse Durchschnittskultur vorhanden und die ist bei den Reichsdeutschen, ihren nördlichen, westlichen und südlichen Nachbarvölkern ziemlich die gleiche, mögen auch in einzelnen Sitten und Gewohnheiten Abweichungen bestehen.

Biel empfindlicher und viel schwerer zu überbrücken sind die Sprachunterschiede und das sogar schon gegen die „germanischen“ Nachbarn. Kann z. B. der Deutsche, wenn er genug intelligent ist, eine holländische Zeitung mit erheblicher Mühe noch halbwegs verstehen, so ist doch auch ihm das gesprochene Holländisch unverständlich. Beim Dänischen versteht man schon die Zeitung nicht, und da gibt selbst Beherrschung des Plattdeutschen nicht mehr Verstehensmöglichkeit als gegenüber dem Englischen, wobei noch dazu kommt, daß das Englische eine Mischung von germanischen und romanischen Wörtern darstellt.

Insofern also sind uns die Holländer und Dänen ebenso fremd wie die Franzosen und die Slawen. Aber schon das Alemannische, das ist das Schwäbische, Schwanzerdütsch und Elsässerdütsch, ist gesprochen dem Norddeutschen, ja selbst dem Bayern und Oesterreicher glatt unverständlich; erst Gewöhnung im Aufenthalt unter Alemannen kann da helfen, ebenso wie etwa zwischen extrem norddeutsch und unverwässert bayerisch-österreichisch Sprechenden. Das Schlesiache wirkt keineswegs als verbindendes Mitteldeutsch, sondern vielmehr als trennende Eigenheit, weit mehr als das Sächsische, das weniger als das Schlesiache die Vokale als die Konsonanten verändert, meistens einfach weiche und harte verwechselt.

Diese großen Verschiedenheiten in der deutschen Volkssprache werden allerdings aufgewogen und in der Volksgemeinschaft aufgelöst durch jahrhundertelange Gemeinschaft der Schriftsprache und die fast noch längere Schicksalsgemeinschaft im loseren oder engeren Reichs- und Staatsverband. Fühlen sich doch so grundverschiedene Länder und Menschen wie die von Ostpreußen und Rheinland gemeinsam als Preußen, wie die von Mecklenburg und vom Bodensee als Reichsdeutsche, wie die Friesen und die Wiener, ja selbst die Schwaben im Banat und die Sachsen in Siebenbürgen als Deutsche. Darum aber müssen wir auch verstehen, daß Dänen in Schleswig,

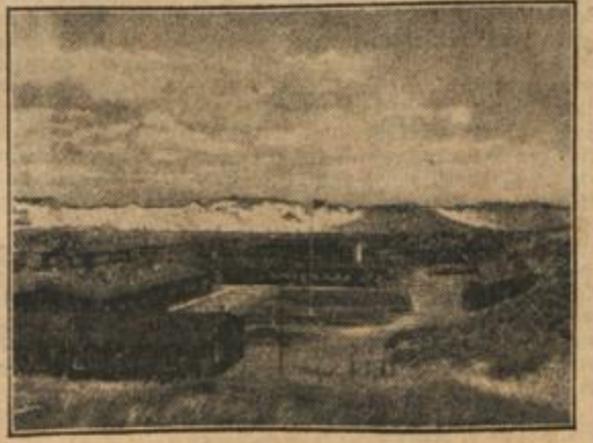
Polen in Westoberschlesien und Wenden im Spreewald sich bei aller Bewußtheit ihrer Reichsbürgerchaft doch als Dänen und Polen und Wenden fühlen.

Nach Dänemark, Holland, Belgien und Frankreich kommen Reichsdeutsche kaum schon in größerer Zahl. Die Gelegenheit zu Ferienreisen ins Ausland hat nur ein verschwindend geringer Teil unseres Reichsvolkes und wenn, so müssen sich die meisten billigeren Länder anschauen; — dazu gehören aber diese Nachbarstaaten nicht, auch die Schweiz nicht, wohl aber die Tschechoslowakei und Deutschösterreich. Vor übertriebenen Vorstellungen ist zu warnen; Kleidung, Schuhe, Fertigarwaren kosten ebensoviel als bei uns, aber — was der Tourist vor allem braucht — Verkehrsmittel, Gastzimmer und Verpflegung sind billiger und selbst bei fast gleichem Preis ist das Essen bedeutend besser. Da wird man nun — wenn man nicht nur das deutsche Randgebiet besucht — sehen, wie kulturell gleich die Tschechen den umwohnenden Deutschen sind; da ist wirklich die Sprache der Hauptunterschied, wenn man davon absieht, daß die Tschechen das Staatsvolk, die Deutschen dort aber eine sich beherrschte, gedrückt und von ihrem Volk losgetrennt fühlende Minderheit sind.

Deutschösterreich wird von so vielen Reichsdeutschen besucht, es herrschen bereits so lebhaft Beziehungen, es wird auch im Rundfunk und in der Presse so viel Oesterreichisches geboten, daß man über diese Deutschen nichts weiter zu erzählen braucht. Das rote Wien vor allem ist dem sozialistischen Proletariat der Welt, wie erst des Reiches, als kostbarer Besitz des gesamten Sozialismus wert und teuer.

Bleibt von den Nachbarländern noch — Polen. Das Verhältnis zu ihm ist noch weit entfernt von jener Abkühlung des Kriegshasses und der Nachkriegsspannung, die sich gegenüber den anderen Nachbarn doch schon eingestellt hat; daß Polen wiedererstanden ist, daß große preußische Gebiete ihm zugefallen sind, schon gar in des Korridors „gräulicher Umgestalt“, daß diese Landstriche brutal entdeutsch werden, sieht tiefer im norddeutschen Volksbewußtsein, als die Abtrennung des viel deutscheren Elsaß. Auch herrscht von altersher, aus der grauen Vorzeit noch der Grenzlandhaß; war doch einmal dieses Ostelbien slawisch und ist gewaltig germanisiert worden, haben doch die Slawen dem vordringenden Ordensritter-Imperialismus auch schwere Niederlagen bereitet, und so weiter bis zur hochpolnischen-bismarck-bülowischen Ostmarkenpolitik und der polnischen Revanche nach dem verlorenen Krieg... Polen ist heute für den Touristen vielleicht das billigste Nachbarland, aber es bietet außer den Karpathen und der dünnbesiedelten Korridorküste kaum besondere Naturschönheiten und zeigt allerdings besonders in Kongresspolen und Galizien einen empfindlichen Kulturabstand von den reichsdeutschen Städten.

Aber mögen die Rationalisten und ihre unwissenden Nachläufer sich am Haß gegen andere Völker genügen — wir haben uns zu vergegenwärtigen, daß es den Volksmassen überall miserabel geht und daß sie nur gemeinsam und einig sich ein besseres Los schaffen können.



Das Ferienlager.

Nachmittag ist wieder Gelegenheit zur Gymnastik oder zum Volkstanz sowie zu gemeinsamem Spiel am Strand. Der Abend dient der geistigen Anregung. Vorträge mit und ohne Lichtbilder, musikalische Darbietungen, Volkstänze und andere Unterhaltungen wechseln in bunter Folge. Die Beteiligung an all diesen Veranstaltungen ist völlig kostenlos. Daneben werden noch besondere Schulungsture abgehalten, so eine Körperkulturwoche, eine Singwoche, Lese- und literarische Arbeitsgemeinschaften u. a.

Es entspricht ebenfalls dem nach naturgemäßem Leben strebenden Jugendlichen, daß die Nächte nach vegetarischen Abend-

Die Befreiung Hilde Fernleitner

Ein Wiener Roman
von Paul Burgstaller

(26. Fortsetzung.)

Sie sah noch andere Damen und Herren in Reiskostümen und elegante Diener, die die schlanke, nervösen Pferde betreuten, von denen die Gesellschaft herabgestiegen war. Ebi war auch da und sah in seiner Dreh viel fröhlicher aus als sonst, das merkte sie. Hilde hörte das laute, heitere Getöse der Gäste, die ihren Pferden noch Zucker gaben, ehe sie sie den Dienern anvertrauten. Und Mama Gruber stand an einem Fenster und rief den Herren etwas zu, was diese im Chor beantworteten.

Alles sah und hörte Hilde, aber es war ihr, als hätte sich zwischen ihr und den anderen ein Schleier gesetzt, der die Gestalten verschwommen und die Auxe und Scherze und Worte, die sie sprachen, undeutlich machte. Heller Sonnenschein lag über der frohen Szene, die sich vor ihr abspielte, und doch war es, als ob sich da, durch eine Wand von Nebeln getrennt, Schemen vor ihr auf- und abbewegten und als ob ihr Lärm nicht direkt zu ihr herüberdränge — eine andere Welt, eine unwirkliche Welt, eine Gespensterwelt!

Der Ebi ging gleich auf Hilde zu, als er sie erblickte, und zog sein Pferd nach.

„Wo waren S' denn, Fräulein Hilde? Sie müssen reiten lernen! Es war wunderschön! Schauen Sie, wie lieb so ein Pferd ist! Oder haben Sie wieder in einem verstaubten Zimmer, oder wie man in ein' Schloß sagen muß, in einem Gemach herumgetami?“

Hilde war nie Spielverderberin und ging auf den Ton, in dem man zu ihr sprach, stets gern ein. Aber jetzt sagte sie:

„Herr Ebi, ich hab' was Furchtbares gesehen!“

„Um Gottes willen,“ antwortete Ebi ironisch. „Sind S' vielleicht einem Schloßgespenst begegnet, der weißen Frau vom Wunder aller Welt?“

„Herr Ebi, ich hab' was Furchtbares gesehen!“ wiederholte Hilde.

Und Ebi bemerkte, daß sie ernst war. Er winkte einen Diener heran, dem er das Pferd überließ.

„Aber was haben S' denn? Sie schauen wirklich ganz ernst und erschrocken drein,“ fragte er, und er ließ doch nicht von seiner wie gewöhnlich gleichgültigen und ironischen Art.

Hilde sah ihn an und sagte: „Nein, das läßt sich nicht so rasch erzählen.“

„Zuerst machen S' einen neugierig und dann brechen S', bevor Sie ang'fangen haben, ab. Daß Sie so raffiniert sind, Fräulein Hilde! Sie san ja ganz außer sich. Na, das müssen S' mir aber erzählen, das wird ja superinteressant sein! Jetzt geb' ich nicht nach.“

„Nicht hier! Nicht jetzt!“

„Hier und jetzt! Ich bitte Sie!“

„Wenn Sie unbedingt wollen — jetzt. Aber hier nicht!“

„Na, an Gemächern fehlt's nicht. Oder genügt Ihnen eines der Bosquets, die in so reicher Anzahl für Gespräche und noch sonstige Gelegenheiten Raum bieten?“

Hilde schritt wortlos voran, weg von der Gesellschaft, die auch schon auseinanderzugehen begann und darum nicht merkte, daß die Zwei sich von den anderen zurückzogen. Sie sahen bald in einem kleinen Liebestempel, zu dem man über mehrere Stufen hinaufgehen mußte, einem runden, säulengefügten, von duftenden Rosen umrankten Pavillon, der von einem hüpfenden Amor gekrönt war und mehrere Blumenwege übersah.

„Jetzt aber im Ernst, Fräulein Hilde, was ist Ihnen denn passiert? Was haben S' denn g'eh'n? Vielleicht die Delz in allzu verjünglicher Situation? Mit wem denn, daß ich den Rest ersag'!“

Hilde reagierte nicht auf diesen Scherz. Der Ebi konnte nun einmal nicht ernst sein. Sie fragte ihn drück:

„Sagen S', Herr Ebi, waren Sie schon auf dem Meierhof?“

„Nein. Wahrhaftig nicht. So neugierig bin ich nun nicht. Um die Wirtschaft kümmert sich ja die Mama.“

„Warum waren S' noch nicht auf dem Meierhof?“

„Ich weiß nicht. Dort ist mir zu sehn, hab' ich mir gedacht. I werd' hingehn, wenn Sie's wünschen.“

„Ja, gehen Sie hin, es ist ja furchtbar!“

„Aber was denn?“

„Es ist ja furchtbar, wie es dort ausschaut. Wie die Leute dort leben, diese Kinder! Diese Frauen!“

Ebi lachte hell auf.

„Das also ist's! Aber Fräulein Hilde, werden Sie sich nie ...“ er suchte nach einem Ausdruck — „dieses ... dieses Sorgen um die anderen Leute“ abgewöhnen?“

Hilde antwortete nicht und Ebi fuhr fort:

„Na, es ist der Meierhof. Dort san die Landarbeiter, so viel weiß ich. Und ... hier ist es schöner, gewiß, ja. Und die Damen in unserer Gesellschaft sind diesmal ganz reizend ausgewählt und schauen besser aus. Ich zweifle nicht dran. Es sind halt die Landarbeiter.“

Hilde sah ihn erschrocken an.

„Ja, wissen Sie, wie sie leben, wie ihre Kinder sind?“

„Nein!“

„Sie leben von Tee und Erdäpfeln!“

„Ist das schlecht? Trinken Sie tan Tee? Und essen wir nicht auch Erdäpfel zu jeder Mahlzeit?“

Ebi hatte einen seiner Witze machen wollen, aber Hilde war aufgesprungen.

„Machen S' da keine Witze, Herr Ebi, das bit' ich mir aus.“

Aber Ebi gab nur zögernd nach.

„D je, Sie haben das Soziale bekommen, das So—zi—a—le.“

„Hier ganz nebenan, keine halbe Stunde weg vom Wunder aller Welt. Hier wissen wir nicht, was wir vor lauter Ueberfluß anfangen sollen, und nebenan Hunger, Kindersterben, es ist ja furchtbar!“

„Ja aber was soll man denn machen? Die Landarbeiter bekommen ja das Deputat, glaub' ich, und den Lohn, der vereinbart ist. Wenn's zu wenig ist, möchten' ja nicht hier bleiben. Wahrscheinlich ist es für sie genug. ... Ich bit' Sie, Fräulein Hilde, tun S' doch nicht wie eine Prinzessin, die nie aus ihrem Schloß herausgekommen ist.“

„Wie meinen Sie das, Herr Ebi?“ fragte Hilde und wurde rot.

Der Ebi merkte, daß er da ein bißchen taktlos geworden war und zog sich behutsam zurück.

„Na, ich mein', Sie sind ja doch ein Großstadtkind, da werden S' doch wissen, daß es Reichtum und Armut gibt, nicht? Wir sind eben im Schloß Wunder aller Welt und dort sind der Meierhof und die Landarbeiter. I werd's nicht ändern, und wenigstens, was das Schloß betrifft — so mag ich's nicht.“

Pause.

„Sie werden halt bei denen drüben ein krankes Kind gesehen haben und das regt Sie auf. Sie san ja so a Kinderärztin. Gut, ich werd' sagen, man soll ihnen an Katas hntüberschicken oder a



Suppen, meinetwegen a Flaschen Wein. Geben S' mir die Adress' oder den Namen, daß es nicht zu an Falschen kommt.“

Pause.

„Beruhigen Sie sich doch, Fräulein Hilde. Ich erkenn' Sie gar nicht wieder. Sie sind ja sonst ein festes, tapteres Mädel, nicht so a lahmsackertes, bleischüchternes Geschöpf wie die Witz' oder die andere Sorte von den Unfrigen, die ich schon jetzt seh', wie sie als Frauen von einem Sanatorium ins andere laufen werden. Was haben S' denn plötzlich, daß Sie sich von einer Sache impressionieren lassen, die Sie ... die Sie doch gar nichts angeht. Oder fürchten

Sie sich etwa, daß da vom Meierhof Krankheiten zu uns herüberkommen könnten? Das wär' übrigens eine Idee, die man diskutieren müßte ... Ob man nicht den Meierhof anders wohin verlegen sollt', weiter vom Schloß entfernt, es muß ja noch wo Platz sein.“

„Ich erkenn' Sie nicht wieder, Herr Ebi!“

„Ja, warum denn?“

„Sie sind doch, ohne Kompliment gesagt, ein guter Junge.“

„Wenn Sie's nur einsehen!“

„Gewiß haben Sie noch niemand etwas Schlechtes getan.“

„Hilde!“

Ebi wurde weich und sah hier eine Gelegenheit, wieder einmal auf seine Werbung zurückzukommen, die er seit jenem Ausflugsstag in Luffee nicht mehr erneuert hatte. Er ergriff den Arm der Hilde und drückte ihn fest. Aber Hilde zog den Arm zurück.

„Bitte, Herr Ebi, ja! Ich hab' gesagt — was hab' ich nur gesagt: daß Sie doch ein guter Mensch sind. Aber wenn es sich nicht um jemand aus Ihrem Umkreis handelt, sind Sie ja schlecht, grundschlecht, grausam schlecht.“

„Gehen S' weg, I, der Ebi!“

In einer anderen Situation hätte sie gelacht, so komisch lagte dies der Ebi. Aber jetzt machte seine Art gar keinen Eindruck auf sie.

„Das Reden nützt ja nix,“ sagte Hilde. „Und ich war vielleicht wirklich erkrankt. Entschuldigen Sie, Herr Ebi, daß ich Sie von Ihrer Gesellschaft abgezogen habe.“

„Aber Fräulein Hilde, warum reden Sie mit mir so förmlich? Sind Sie mir böse, ich kann ja nix für den Meierhof. Ich hab' das Schloß Wunder aller Welt mit seinen Wundern und seinem Meierhof nicht gekauft. Aber ich mein' halt, die Wirtschaft auf dem Gut muß doch in Gang erhalten werden, das wär' ja a Sünd, wenn ma's nicht tät', und das wird halt auf normale Weise gemacht ... mit den Landarbeitern, die, soviel ich weiß, ihre Wohnung ihr Deputat und noch a Taschengeld krieg'n und ... von ihrem Standpunkt aus besehen ... natürlich von ihrem, nicht von unserem, aber es san ja andere Menschen ... ganz zufrieden sein dürften.“

Hilde sah Ebi immer wieder an, soweit sie es konnte, daß es ihm nicht auffalle und er sich gar vielleicht etwas einbilde. War das der Ebi, den sie so gut zu kennen glaubte? Der immer freundliche, gefällige, bei aller Behändigkeit dienstfertige, lebenswürdige Ebi, der für jeden einen neuen Spatz hatte? Wie er hart sein konnte! Wie er hier eine unangenehme Sache von sich abschob, das war seine gewöhnliche Bequemlichkeit, wie er aber ihre Erregung aufnahm, weil sie nicht sie selbst, sondern einen Hauten fremder Menschen betraf, das war ihr an ihm neu.

(Fortsetzung folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

Ein sonderbares Amt.

Da hat neulich der Kreisriegerverband Frankenstein in Schlesien eine Delegiertenversammlung abgehalten. Zuerst wurde ein Oberst „warm“ begrüßt, dann wies der Vorsitzende „auf die Notwendigkeit der Erneuerung des Verbandeslebens“ hin und schließlich nahm man einige Vorstandswahlen vor. Es ist hierbei, wir können es nicht verschweigen, etwas eigenartig zugegangen. Hören wir den Bericht der „Frankenstein-Münsterberger Zeitung“ vom 2. August:

„Den auscheidenden stellvertretenden Vorsitzenden, Studiendirektor i. R. Major Seidel, pries der Vorsitzende als treue Soldatennatur, die niemals versagte, und widmete ihm namens des Verbandes herzliche Dankesworte, denen sich auch namens des Provinzialverbandes Oberst Schwert anschloß. Major Seidel wurde darauf zum Ehrenbeischläfer gewählt.“

Studiendirektor, Major, treue Soldatennatur: das ist für einen Vertreter des männlichen Geschlechts eine ganz hübsche Mischung. Hoffen wir also, daß sich Herr Seidel auch in seinem neuen Amt den Dank des Frankensteiner Kriegervereins erwirbt.

Hemdsärmel sind nicht unmoralisch.

Während der heißen Tage hatten sich in Prag mehrere Spaziergänger auf den Straßen in Hemdsärmeln gezeigt. Darob erhob sich zum Teil große Entrüstung, die Hemdsärmel wurden als höchst unmoralisch und ansüßig bezeichnet. Man hat sogar die Polizei, daß sie einschreite. Die Polizei hat aber nunmehr entschieden, daß zum Einschreiten kein Grund vorliegt, Hemdsärmel seien keineswegs eine unmoralische Angelegenheit.

Budapest weint.

Die Budapester Blätter berichten, daß Budapest Freitag den Eindruck einer Stadt machte, über die furchtbares Unglück hereingebrochen ist. Man konnte den Zustand der Stadt nur mit der Trauer vergleichen, die Budapest ergriffen hat, als bekannt wurde, daß der Krieg verloren war. Die Hauptstraßen, insbesondere die Ringstraße, waren von tausenden Menschen erfüllt, die weinend und klagend die furchtbaren Ereignisse besprachen. Vor den Gebäuden der Zeitungen sammelten sich große Menschenmassen an, aber die Redaktionen wagten kaum, die Hiobsbotschaften anschlagen zu lassen. Schließlich ließ sich aber nichts verbergen und in den späten Abendstunden wußte jeder in Budapest, daß die ungarischen Wasserballspieler in Amsterdam ihr Match gegen die Deutschen 5:2 verloren hatten. Am Nachmittag waren Gerüchte verbreitet worden, die Ungarn hätten einen Sieg errungen, und die Masse, die allgemein auf den Sieg gerechnet hatte, stimmte in den Straßen die Nationalhymne an und es kam zu großen Freudenkundgebungen. Um so furchtbarer war aber dann die Enttäuschung. Hunderte von sportbegeisterten Budapestern formierten sich zu Zügen und demonstrierten mit lauten Rufen gegen die ungarischen Spieler, die Ungarn mit Schmach und Schande bedeckt hatten. Eine Abteilung Polizei

auf Fahrrädern wollte die Menge zerstreuen, es gelang ihr aber erst, als ihr noch eine größere Anzahl berittener Polizei zu Hilfe kam. Das offiziöse Blatt „Budapesti Hirlap“ veröffentlichte Freitag einen spaltenlangen Leitartikel über das verlorene Spiel unter dem Titel „Budapest weint“ und stellt fest, daß die Budapester Straßen ein revolutionäres Bild boten. Das Blatt schreibt dann: „Das Herz Budapests ist gebrochen. Der Schmerz der Ungarn ist so arg wie nach der Schlacht von Mohacs.“

Der Kanarienvogel im Kabarett.

Die großen englischen Varietékünstler haben einen kleinen Konkurrenten bekommen: einen Kanarienvogel. Es klingt zwar paradox, daß ein Kanarienvogel unter die „Stars“ geht, aber „Little Tweed“ rechtfertigt seinen Ruf. Er tritt allabendlich auf und singt, von zwei Musikern begleitet, einige Konzertsätze. Er singt auf Befehl, nur nicht nach 10,30 Uhr abends, denn dann kommt seine Schlafenszeit.

Alkohol und Sowjetarbeiter.

Das kommunistische Jugendblatt „Der Weg der Jugend“ hat in Gemeinschaft mit der Parteizelle der Fabrik Nr. 13 unter den Arbeitern der Fabrik eine anonyme Umfrage über den Alkoholismus durchgeführt. Von 120 Arbeitern, die den Fragebogen ausgefüllt haben, vertinken zehn Arbeiter bei einem Gesamtarbeitslohn von etwa 1200 R. 500 R., für Kino, Theater, Zeitungen, Zeitschriften und Bücher geben sie 70 R. aus. Die jüngeren Arbeiter im Alter von 20 bis 24 Jahren vertinken bei einem Monatseinkommen von 180 R. durchschnittlich 40 R. Erwachsene Arbeiter — es handelt sich um zehn Arbeiter — vertinken bei einem Arbeitslohn von 140 R. 80 R. monatlich.

Von 67 Jungkommunisten trinken 40 Bier und Schnaps, 27 trinken überhaupt nichts. Dagegen waren unter den 16 parteilosen Arbeitern 10 abstinent. Charakteristisch ist es auch, daß es unter den Alkoholikern wenig qualifizierte Arbeiter gibt. Acht der schlimmsten Alkoholiker, die etwa 20 bis 30 Proz. ihres Arbeitslohnes vertinken, sind Mitglieder der kommunistischen Jugend im Alter von 18 bis 22 Jahren.

Das wird der kommunistischen „Jugendprawda“ vom 13. Juni aus Brjansk berichtet!

Das Fahrrad in Frankreich.

In Frankreich vertraut sich auch heute noch eine ganz beträchtliche Anzahl von Arbeitern und Angestellten der Beförderung durch eigener Füße Kraft an. Nach der Steuerausweisung für 1927 gab es in Frankreich 6583728 Personen am Ende des Jahres 1927, die Fahrräder besaßen und insgesamt 118837000 Franken Steuer aufbrachten. Die Zahl der Motorräder betrug zur gleichen Zeit nur 4591. Im übrigen gelten für Fahrradbefitzer in Frankreich strenge Vorschriften, auf deren Beachtung die reisende Polizei genau achtet. Jedes Rad muß Nummer, Handbremse und Laterne haben,

Einigung der Kriegsbeschädigten.

Friede, Räumung, Abrüstung.

Die internationale Konferenz der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegerhinterbliebenen (Ciamac) hat am Sonnabend ihre Tagung beendet. Der Kongress einigte sich in politischen Fragen auf eine Resolution, die den Frieden, die Abrüstung und die Räumung fordert, was von politischer Bedeutung ist, weil damit auch eine sozialistische Massenbewegung, der größte Kriegsofferverband Frankreichs, sich hinter die Räumungsforderung gestellt hat. Am Sonnabendabend konnten die Kongressmitglieder noch einen starken Eindruck von dem Verfassungstage der deutschen Republik mit in die Heimat nehmen.

Wie schon kurz berichtet, hatte am Sonnabendmorgen der Reichsminister Hermann Müller den Vorstand der Ciamac empfangen. Er erinnerte daran, daß die Verfassung, die das deutsche Volk gerade heute feiere, den Schülern zur Pflicht mache, schon die Jugend im Geiste der Völkerverständigung zu erziehen. Die deutsche Republik werde alles tun, um diesen Grundgedanken zu realisieren. Es sei zu begrüßen, daß die Friedenspolitik der Regierungen durch Vereinigungen wie der Ciamac eine so treffliche Unterstützung erhalte. Die Kriegsoffer aller Länder dürften überzeugt sein, daß sie in ihren Friedensbestrebungen in der deutschen Regierung einen guten Bundesgenossen haben werden.

Friede und Räumung.

In der letzten Plenarversammlung des Kongresses im Herrenhaus stand die internationale Politik zur Debatte. Die politische Kommission hatte folgende Entschlüsse vorgelegt:

„Die internationale Arbeitsgemeinschaft der Kriegsbeschädigten erinnert aufs neue an ihr Recht und ihre Pflicht zur aktiven Mitarbeit an der Festigung des Friedens und ist überzeugt, daß nur die Stärkung der Solidarität der Staaten künftige Kriege unmöglich macht.“

1. Sie betrachten aufs neue die Notwendigkeit der Durchführung der in ihren früheren Entschlüssen hervorgehobenen Grundzüge:

der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit für alle internationalen Streitigkeiten und der Achtung des Krieges;

der erhöhten Sicherheit sowohl im Wege allgemeiner Verträge als auch der Locarno nachgebildeten Verträge für bestimmte Gebiete, auf denen noch Reibungsflächen bestehen;

der allgemeinen und fortschreitenden Herabsetzung der Rüstungen, der Verstärkung der Hülfsmittel des Völkerverbundes, der in der Lage sein sollte, durch gemeinsame Maßnahmen die Durchführung von Entscheidungen zu sichern, die die Erhaltung des Friedens betreffen.

2. Da die moralische Abrüstung die wichtigste Voraussetzung für den Frieden ist und die Regierungen aller am Krieg beteiligten gemessenen Staaten die Verpflichtung haben, alle der vollen Zusammenarbeit der Friedensarbeit noch im Wege stehenden Hindernisse zu überwinden, spricht die Internationale Arbeitsgemeinschaft den Wunsch aus:

„Jede der beteiligten Regierungen möge die zu einer gerechten Vereinigung der Nachkriegsprobleme erforderlichen Opfer auf sich nehmen und namentlich die Frage der Räumung der besetzten Gebiete, der finanziellen Liquidation des Krieges und der allgemeinen Sicherheit alsbald und endgültig lösen.“

Den Bericht über die Arbeit der Kommission erstattete Professor Cassin-Paris, französischer Delegierter beim Völkerbund. Er versicherte, daß das französische Volk in seiner großen Mehrheit den lebhaften Wunsch habe, das Rheintal bald geräumt zu sehen, aber es müßten selbstverständlich zugleich auch die anderen Nachkriegsprobleme einer Klärung entgegengeführt werden, ohne die Frankreich die schwere Last des Krieges nicht tragen könne.

Der deutsche Berichterstatter Abg. Rohmann erklärte in einer mit stürmischen Beifall aufgenommenen Rede: „Wir haben im Anschluß an die klare Berichterstattung unseres Freundes Cassin all die Vorkämpfer und Schutzwälle nachgeprüft, die wir mit gleichgesinnten Kräften in anderen Völkern gegen die verheerenden Sturmfluten künftiger Kriege aufzurichten wollen. Wir haben geprüft, ob sie Lücken, Risse, Undichtigkeiten aufweisen, damit wir im Rahmen menschlicher Voraussicht diese Mängel abstellen. Wir haben festgestellt, daß der Grundgedanke, internationale Streitigkeiten der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit zu unterwerfen, Fortschritte gemacht hat und die Idee der Kriegsgerichtsbarkeit sich immer tiefer in das Bewußtsein der Völker senkt. In der Abrüstungsfrage konnten wir einen gleichen Fortschritt nicht konstatieren. Mit Einmütigkeit war die Stimmung der Kommission gerichtet gegen die Internationale der Militärs, die bei jeder Gelegenheit ernten lassen, wie sehr ihnen der Gedanke der Abrüstung zuwider ist. Wir wollen weiter vorrücken bis in die letzten Schlupfwinkel, in denen das Verbrechen Krieg lauert, um bei günstiger Gelegenheit unheilbringend für die Menschheit neu hervor-zubringen.“

Der gefährlichste Schlupfwinkel sind die Seelen und Herzen der Menschen selbst.

Hier müssen wir abrüsten. Die Vergangenheit war in dem grauenhaften Bahn befangen, den Frieden der Welt sichern zu können durch militärische Bündnisse, die das Gleichgewicht zwischen den einzelnen Mächtegruppen aufrecht erhalten sollten. Diese Vorstellung wurzelte tief in der Vorstellung der vergangenen Generation und wirkt auch in einem Teil der Zeitgenossen nach mit erheblicher Kraft fort. Aber noch nie hat ein System grausamer Härte soviel gemacht als dieses. Es hat im Weltkrieg eine wahre Götterdämmerung über die Menschheit hereinbrechen lassen. Es muß darum die Aufgabe der lebenden Generation, eine Aufgabe dieses Jahrhunderts sein, eine Weltordnung zu schaffen, in der der Friede nicht mehr gegründet ist auf Macht, sondern auf Recht. Mit Genugtuung stelle ich fest, daß unsere französischen Kameraden mit der Größe ihrer Herzen, das für sie wie für uns gleich delicate Problem der Rheinandrängung besprochen haben. Der Wunsch, daß neben der Lösung der anderen Nachkriegsprobleme, die unseren Freunden auf den Nägeln brennen, die Rheinandrängung möglichst bald Wirklichkeit wird, ist lebhaft, tief und allumfassend. (Stürmischer Beifall.) An dem Tage, an dem dieser Wunsch in Erfüllung geht, sollten alle Glocken der Welt läuten.

zum Begräbnis eines Jahrhunderts alten Mißverständnisses zwischen zwei großen Nationen,

die der Menschheit so viel gegeben haben, ihr aber auch infolge ihrer nationalen Schicksale soviel schuldig geworden sind. Die Glocken der ganzen Welt sollten läuten, um die Unferbarkeit

des wahren Friedens zu feiern, der dann kommen wird, und so wie ich jetzt dem französischen Berichterstatter, unserem Freunde Cassin, als Mensch und Bruder die Hand reiche, so wird alsdann ein gewaltiger Strom der Sympathie über den Rhein herüber und hinüber fluten, um die Feuer des Hasses in den beiden Ländern zu erstickten. (Stürmischer, langanhaltender Beifall.)

Nach einer kurzen Debatte wurde die Entschlüsse angenommen. Der Kongress beschäftigte sich sodann mit einer Reihe sozialpolitischer Fragen, die alle eine Verbesserung des Loses der Kriegsoffer anstrebten.

Zum Präsidenten der Ciamac wurde für das nächste Geschäftsjahr Marole vom Reichsbund der Kriegsbeschädigten gewählt.

Vorsicht bei Geldgeschäften.

Der Fall Bergmann hatte nicht nur viele Vorgänger, sondern ebenso viele Zeitgenossen. Und wenn all seine Epigonen nicht in dem gleichen großartigen Rahmen operieren, so ist das höchstens dem Fehlen passender Gelegenheiten zuzuschreiben. Unter den unzähligen Inseraten, die Geldverleih und Geldausnahme betreffen, stehen sich bei genauem Augenschein wahrscheinlich eine recht stattliche Anzahl von Fällen mit leichtem oder schwerem kriminellen Einschlag feststellen.

So hat unter anderem eine Geschäftsinhaberin im Osten Berlins, die abwechselnd Teilhaber fürs Geschäft und solche für das tote und lebende Inventar — also auch Anwärter auf ihre eigene Verion — sucht, den jeweiligen Restanten Beiträge von 500 M. bis 2000 M. abgeknöpft. Nachdem die Beschädigten vergeblich auf Zinsen oder Rückerstattung des Kapitals gewartet hatten, schlugen sie schließlich den Klageweg ein, um sich durch Pfändung des Mobiliars schloß zu halten. Leider stellte sich dabei heraus, daß die Möbel und die Geschäftseinrichtung sowie aller Besitz der Schuldnerin überhaupt jedem einzelnen Gläubiger von Fall zu Fall verpfändet waren, so daß jetzt keiner von den vielen — es handelt sich um etwa 30 bis 40 Personen — ein Anrecht auf die Pfandobjekte hat. Anlässlich des Versteigerungstermins erwarb eine Mittelsperson der Schuldnerin, die alle Anwesenden beträchtlich überbot, das gesamte Versteigerungsmaterial, so daß die Gläubiger vollkommen leer ausgingen. Außerdem hat sich die Betreffende bei mehreren ihrer Lieferanten auch noch des Kreditverschwindens schuldig gemacht. Sie mußte ihre Gläubiger auf geschickte Weise mit Verstrickungen immer wieder hinzuhalten und so die Angelegenheit ständig zu verschleppen. Die Geschädigten haben nun die Sache der Staatsanwaltschaft übergeben und es bleibt zu hoffen, daß die Schuldnerin zur Verantwortung gezogen wird. Natürlich ist dies für die Betroffenen nur ein moralischer Erfolg, ihr Geld

ist wahrscheinlich endgültig verloren. Daher soll sich wieder einmal eine Warnung sein, bei Geldgeschäften die größtmögliche Vorsicht walten zu lassen.

Autobusunglück in Moabit.

Die Reihe der Sonntagsunfälle.

In der vergangenen Nacht ereignete sich in Moabit wieder ein schweres Autobusunglück, bei dem vier Personen schwer, fünf weitere leicht verletzt wurden.

Das Unglück trat gegen 1/4 Uhr früh vor dem Hause Turmstr. 79 zu. Aus bisher noch ungeklärter Ursache geriet ein Autobus der Linie 11, der als letzter Wagen dem Stadtkern zu strebte, auf den Bürgersteig und fuhr mit großer Heftigkeit gegen einen Baum. Der Fahrer wurde eingedrückt und sämtliche Scheiben zertrümmert. Zwei Schaffner, die auf dem Berock saßen, wurden herabgeschleudert und schwer verletzt. Von den Fahrgästen, deren sich begreiflicherweise eine ganze bemächtigt hatte, erlitten zwei lebensgefährliche und fünf andere leichte Verletzungen. Während die Leichtverletzten noch Anlegung von Rotverbänden im Moabiter Krankenhaus in ihre Wohnungen gebracht werden konnten, mußten der 37jährige Schaffner Rudolf Kleist aus der Fiedrichstr. 14, der 30jährige Schaffner Walter Rohde aus der Fiedrich-Ebert-Str. 28, die 17jährige Hertha Gattke aus der Dinterstr. 37 und der 55jährige Oswald Schnee aus der Dolziger Str. 14, die schwere Kopf- und innere Verletzungen davongetragen hatten, im Krankenhaus verbleiben. Der zertrümmerte Autobus mußte abgeschleppt werden. Eine Untersuchung ist sofort eingeleitet worden.

Am Sonntag geriet ein Motorboot der Spandauer Kleeerei Badau, das mit etwa 80 bis 100 Mitgliedern eines Berliner Skatklubs eine Fahrt nach Redlich unternahm, beim Durchqueren der Charlottenburger Schleuse in die Gefahr des Kenterns. Der Feinmechaniker Max Walter aus der Fiedrich-Karl-Str. 9, der das Schiff vor einem Unglück bewahren wollte, wurde zwischen Bootswand und Schleusenmauer eingeklemmt und auf der Stelle getötet. Das Schiff hatte sich beim Durchschleusen stark zur Seite geneigt und drohte zu kentern. Walter, der die Gefahr kommen sah, eilte an den Rand des Bords und versuchte das Tau mit einem Meißel zu durchschneiden. In der nächsten Sekunde riß das Seil und das Schiff nahm mit einem heftigen Ruck wieder seine normale Lage ein. Walter stürzte hierbei so unglücklich, daß er mit seinem Kopf zwischen Bord und Schleusenmauer geriet.

Bei dem starken Auto- und Motorradverkehr, der bei dem gestrigen schönen Sonntagswetter auf den Chaussees und Straßen vor den Toren Berlins herrschte, ereignete sich eine ganze Reihe von schweren Zusammenstößen und Unfällen. Allein zwölf Personen mußten mit schweren Verletzungen in Krankenhäuser übergeführt werden.

2.6L
OPEL

ein Wagen zum Strapazieren

5400.- MK. LIMOUSINE 4TÜRIG
6600.- MK. PULLMAN-LIMOUSINE 7SITZIG

PREISE AB WERK
NIEDRIGE ANZAHLUNG
BEQUEME RATEN

OPEL 2,6 Liter (10/40 PS) ist ein Gebrauchswagen: zweckmäßig, solide, nicht zum Umbringen. Unverwundlich ist sein Motor, der Schnelligkeit und Weichheit des Sechszylinders mit der Einfachheit und Robustheit des Vierzylinders verbindet. Die Karosserie, ausgestattet mit allen Mitteln des Behagens, besitzt eine Weiträumigkeit, die ihn von allen anderen Marken unterscheidet. Preiswert in der Anschaffung, sparsam im Betrieb, anspruchslos in Pflege und Bedienung, erweist sich Opel 2,6L. als der Wagen des Geschäftsmannes, der gewohnt ist, sein Geld mit Vorsicht und mit höchstem Nutzen anzulegen. Versuchen Sie, ob Sie zugleich diesen Preis Besseres finden!